

ANDACHT ZUM SONNTAG QUASIMODOGENITI

24. April 2022

Frank Thomaschewski

AUS JOHANNES 20

Es war Abend geworden an diesem ersten Wochentag nach dem Sabbat. Die Jünger waren beieinander und hatten die Türen fest verschlossen. Denn sie hatten Angst vor den jüdischen Behörden. Da kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte: »Friede sei mit euch!« Nach diesen Worten zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. Die Jünger freuten sich sehr, als sie den Herrn sahen. Jesus sagte noch einmal: »Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich jetzt euch!« Dann hauchte er sie an und sagte: »Empfangt den Heiligen Geist! Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie wirklich vergeben. Wem ihr sie aber nicht vergebt, dem sind sie nicht vergeben.«

Thomas, der auch Didymus genannt wird, gehörte zum Kreis der Zwölf. Er war nicht bei ihnen gewesen, als Jesus gekommen war. Die anderen Jünger berichteten ihm: »Wir haben den Herrn gesehen!« Er entgegnete ihnen: »Erst will ich selbst die Wunden von den Nägeln an seinen Händen sehen. Mit meinem Finger will ich

sie fühlen. Und ich will meine Hand in die Wunde an seiner Seite legen. Sonst kann ich das nicht glauben!« Acht Tage später waren die Jünger wieder beieinander. Diesmal war Thomas bei ihnen. Wieder waren die Türen verschlossen. Da kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte: »Friede sei mit euch!« Dann sagte er zu Thomas: »Leg deinen Finger hierher und sieh meine Hände an. Streck deine Hand aus und leg sie in die Wunde an meiner Seite. Sei nicht länger ungläubig, sondern komm zum Glauben!« Thomas antwortete: »Mein Herr und mein Gott!« Da sagte Jesus zu ihm: »Du glaubst, weil du mich gesehen hast. Glückselig sind die, die mich nicht sehen und trotzdem glauben!«

GEDANKEN ZUM BIBELTEXT

Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Thomas. Ja, ich weiß schon: In der Regel ergänzen die meisten, die von mir hören, meinen Namen mit dem Zusatz „ungläubig“ – der ungläubige Thomas – Thomas der Zweifler. Mit diesem Zusatz muss ich wohl jetzt leben. Dabei war ich nie wirklich ungläubig. Ich bin in einer Familie aufgewachsen, die sehr darauf achtete, die Gebote Gottes zu halten. Wir besuchten die Synagoge, gingen regelmäßig zu hohen Feiertagen nach Jerusalem und besuchten dort den Tempel. Wir Kinder gingen alle zum Unterricht beim Rabbiner, um die Schrift lesen zu

lernen. Der Glaube an den einen Gott unserer Mütter und Väter war mir nie fremd und ist mir nie fremd geworden. Ich und ungläubig. Das ich nicht lache.

Aus meinem Glauben heraus erwuchs in mir der Wunsch, immer mehr über Gott zu lernen und von Gott zu wissen.

Als ich dann eines Tages Jesus begegnete, hing ich an seinen Lippen, denn er erzählte von Gott – auf eine Weise, wie ich sie bei unserem Dorfrabbiner nie erlebt hatte. Er erzählte Geschichten. Er hörte allen Menschen zu und sprach so mit ihnen, dass sie ihn verstehen konnten. Seien es nun gut ausgebildete Schriftgelehrte oder Erntehelferinnen, die weder lesen noch schreiben konnten. Seine Nähe zum Ewigen Gott konnten wir alle erleben. Er heilte mit der Kraft des Allmächtigen. Er wirkte Wunder mit der Vollmacht des Schöpfers.

Mir war sofort klar, dass ich mich ihm und den Seinen anschließen musste – auch wenn meine Familie das anfangs nicht verstanden hat. Für sie galt ich fortan als derjenige, der so fromm war, dass er seine ganze Zukunft aufs Spiel setzte. So viel zum „ungläubigen Thomas“.

Mein Name – Thomas – war übrigens zu meiner Zeit kein geläufiger Vorname. Er bedeutet in der Sprache der Schrift – aber auch in der aramäischen Sprache

meiner Kindheit – „Zwilling“. Ich kam mit einem Zwilingsbruder zur Welt, der in jungen Jahren einer schweren Krankheit erlag. Er wurde keine zehn Jahre alt. Ursprünglich hatte ich einen anderen Namen, aber von Anfang an wurden wir beide im Doppelpack „die Zwillinge“ genannt – und nach dem Tod meines Bruders blieb mir der Name „Zwilling“ erhalten. Dieser Name war immer auch Vermächtnis. Er erinnerte an den Bruder – mich und die anderen Familienangehörigen. Es war nicht immer einfach, ständig an einen Toten zu erinnern und erinnert zu werden. Aber andererseits lebt in mir immer auch dieser Bruder weiter. So hatte ich zum Tod von Anfang an eine besondere Beziehung. Ich wusste, dass Menschen sterben. Nicht unbedingt immer „alt und lebenssatt“, wie es in den Schriften steht, sondern oft genug vor der Zeit.

Als Jesus mit uns aufbrach, um Martha und Maria zu besuchen, deren Bruder Lazarus einige Tage zuvor verstorben war, hatten einige von uns ein mulmiges Gefühl. Wie begegnet man zwei Schwestern, die ihren Bruder verloren haben? Ich wusste genau, wie es ihnen ging, denn die Trauer über meinen Bruder begleitete mich – nicht nur des Namens wegen – mein ganzes Leben. Und Trauer gehört einfach dazu, um weiterleben zu können. Man muss manchmal weinen. Man erzählt

sich von der Zeit, die dem Verstorbenen gegeben war. Man spricht von der Liebe, die man diesem Menschen geschenkt hat und die dieser Mensch erwidert hat. So war es auch bei Martha und Maria. Ich habe aufgrund meiner Erfahrungen in meiner Familie keine Angst vor der Trauer, noch nicht einmal vor dem Tod. Darum sagte ich den anderen, als Jesus den Weg zu Martha und Maria nach Bethanien einschlug: **„Lasst uns mit Jesus gehen, um mit ihm zu sterben.“** (Johannes 11, 16) Ich ahnte, nein ich wusste schon, dass das der Weg war, den Jesus ging. Wir waren mit dem Weg nach Bethanien eigentlich schon auf dem Weg nach Jerusalem. Ich, der „ungläubige Thomas“, sah mehr als die anderen.

Ich wollte es aber auch genau wissen. Das hat mich immer schon ausgezeichnet, und unseren Rabbiner manchmal Schweißperlen auf die Stirn treten lassen. Ihr kennt sicherlich solche Kinder, die immer weiter nachfragen und nie zufrieden sind. So ein Kind war ich – und ich konnte das auch als erwachsener Mann nicht ganz ablegen. Als Jesus von dem Weg sprach, den uns zu gehen beauftragte, fragte ich ganz spontan: **„Herr, wir wissen doch nicht einmal, wohin du gehst. Wie sollen wir dann den Weg dorthin kennen?“** (Johannes 14, 5) Ich ahnte ja schon, wohin Jesus in dieser

Welt auf dem Weg war, nämlich auf den Weg in den Tod. Aber war das der Weg, den wir vor uns haben sollten? Die Antwort, die Jesus mir – und den anderen – gab, war: **„Ich bin der Weg, ich bin die Wahrheit, und ich bin das Leben. Zum Vater kommt man nur durch mich. Wenn ihr erkannt habt, wer ich bin, werdet ihr auch meinen Vater erkennen. Ja, ihr kennt ihn bereits; ihr habt ihn bereits gesehen.“** (Johannes 14, 6+7) Da war mir klar: Unser Weg sollte weiter gehen. Es ging nicht um den Weg in den Tod, sondern um einen Weg ins Leben. In ein Leben hier auf der Welt. Und in ein Leben beim Schöpfer, der uns das Leben geschenkt hat und erhalten möchte... über den Tod hinaus. So weit war der Glaube des „ungläubigen Thomas“ zu diesem Zeitpunkt – in der Nacht bevor Jesus am Kreuz starb – bereits gediehen.

Ich hatte eine Ahnung, ich hatte einen Glauben, ich hatte eine Hoffnung.

Am nächsten Tag wurde mein Glaube allerdings auf eine harte Probe gestellt. Ich erlebte, wie Jesus verhaftet wurde. Ich sah aus der Ferne, was auf Golgatha geschah. Ich gebe zu: Ich hatte Angst. Und diese Angst hatten wir alle – seinen Freundinnen und Freunde. Maria, seine Mutter, traute sich ans Kreuz. Auch einer von uns war mutig und stand ihr zur Seite. Maria musste

das Schlimmste erleben, was eine Mutter erleben kann: den Tod ihres eigenen Sohns. Ich war nicht so mutig. War ich nun doch ungläubig geworden? Ich weiß es nicht. Ich dachte nicht über meinen Glauben nach an diesem Tag. Ich war nur in Angst und in Trauer. Klar denken konnte ich nicht.

Die Angst blieb bei uns. Wenn wir uns trafen, dann heimlich und hinter verschlossenen Türen. Meine Angst und meine Trauer waren am ersten Tag der Woche noch so groß, dass ich am Abend nicht bei den anderen war. Ich wollte einfach allein sein. So hatte ich nichts davon gehört, was Maria von Magdala und die beiden Jünger am Morgen gesehen und erlebt hatten. Als ich mich dann doch im Schutz der Dunkelheit den andern anschloss, erzählten sie mir in heller Aufregung, was sie erlebt hatten. Ich weiß durch meine Erfahrungen mit der Trauer, dass man manchmal das Gefühl haben kann, den Verstorbenen zu sehen. Zum Beispiel in einem Gesicht, das vielleicht nur eine Ähnlichkeit mit dem geliebten Verstorbenen hat. Man spürt noch seine Nähe, weil der Tod noch nicht wirklich realisiert wurde. Man weiß es, aber es ist noch nicht im Bewusstsein angekommen. Darum erlaubte ich mir, Zweifel anzumelden. „Seid ihr sicher? Kann es keine Verwechslung gewesen sein? Waren da die Wunden in seinen Händen

und Füßen und in seiner Seite?“ So oder ähnlich fragte ich die Freundinnen und Freunde. Sie bestanden darauf, dass sie sich keinesfalls geirrt hätten. Ich blieb skeptisch. Ich wollte es – wie schon als Kind – ganz genau wissen.

Eine Woche später waren wir wieder zusammen. Die Angst ging immer noch um. Mittlerweile waren sich auch nicht mehr alle ganz sicher, ob der Wunsch, Jesus zu sehen, der Vater des Gesehenen gewesen war.

Und dann ereignete sich genau das, was mir erzählt worden war. Die Türen waren verschlossen. Und plötzlich stand er da. Ich sah ihn. Ich sah die Wunden. Ich musste meine Finger nicht in die Wunden legen. Ich war überzeugt. Ich glaubte, wie ich vorher schon geglaubt hatte. Die Vollmacht des Schöpfers über Leben und Tod war in Jesus lebendig. Er lebte. Er hatte den Tod überwunden.

Die Ermahnung, die er mir auf den Weg mitgab, empfand ich im Nachhinein als etwas kleinlich. Aber vielleicht galt das letzte Wort, das Jesus an mich richtete, weniger mir als vielmehr denen, die später keine Gelegenheit haben würden, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, dass Jesus nach seinem Tod wieder ins Leben zurückgekommen war. Also euch!